



Noch mehr Stoff zum Schmunzeln: Aus Anlass des 100. Jubiläums des „Hofer Spaziergängers“ erscheint Ende dieses Monats das zehnte „Gerch“-Buch, das ausschließlich Frauen-Geschichten enthält. Autor Gert Böhm – hier in seinem Haus in Sigmundgrün bei Rehau – gab ihm den sinnig-zünftigen Titel „So sänn'sa, die frängischn Weiwern“.

Foto: Uwe von Dorn

„Dialektpflege ist eine wichtige Bildungsaufgabe“

Der ehemalige Chef des Hofer Jean-Paul-Gymnasiums macht sich keine Sorgen über den Fortbestand des Dialekts. Ralph Schmidt, geboren 1947 in Lippertsgrün, sagt: „A Naach klingt besser als das putzige oberbayerische Noagerl.“

Herr Schmidt, welchen Dialekt haben Sie aus Ihrer Kindheit noch im Ohr?
Ralph Schmidt: Ich erinnere mich oft und gerne an Erlebnisse aus meiner Kindheit und frühen Jugend und an meine Muttersprache im Frankenwald-Dorf Lippertsgrün. Und mir gefallen nach wie vor gerade die seltenen Dialektausdrücke, für die es manchmal sogar kein entsprechendes Wort in der Hochsprache gibt.

Können Sie uns Beispiele nennen?
„Borzlkej“ steht zum Beispiel für Tannenzapfen, „Nusser“ für Eichelhäher, „Geraffl“ für Kleinkram, „Ranges“ für Kohlrüben, „Gelolber“ für leeres Gerede, „neigatzn“ für dazwischenreden, „wetz“ für rennen, „ninder“ und „naou“ für nach hinten und hinunter. Wer dazu mehr wissen will, dem empfehle ich das „Lippertsgrüner Heimatbüchlein“, herausgegeben vom Frankenwaldverein.

Welchen Wert hat die Muttersprache aus der Sicht des Germanisten für das Zusammengehörigkeitsgefühl von Menschen?

In den ersten vier Lebensjahren erwirbt ein gesundes Baby ohne formale Unterweisung die Sprache, die in seiner Umgebung gesprochen wird. Die zuerst gelernte Sprache ist nicht nur in der Sprachbiografie jedes Einzelnen von besonderer Bedeutung. Diese Muttersprache hat vor allem auch die Funktion, Gemeinschaftsbeziehungen zu fördern.

Hört man heute jungen Leuten beim Plaudern zu, vermisst man zusehends die Muttersprache in Dialektform, stattdessen hört man immer öfter ein gestelztes Hochdeutsch. Was ist da passiert?

Als Grundschulkinder sprachen wir breitesten Dialekt. Das veränderte sich, als viele von uns auch weiterführende Schulen in der Stadt besuchten. Dort spielte die Schriftsprache eine immer größere Rolle, und die Verwendung von Dialektformen war zunehmend negativ besetzt. Auswirkungen auf unser Sprachverhalten außerhalb des Unterrichts blieben aber gering.

Dafür kam Jugendsprache immer mehr in Mode. Die Sprachgewohnheiten der heutigen Jugendlichen sind vermutlich in ähnlichem Zusammenhang zu sehen. Das sind oft nur sprachliche Moden, deren Verbreitung heute unter anderem durch Beiträge auf den Video-Plattformen im Internet gefördert wird.

Auffallend ist, dass der Dialekt in Regionen, die von einem hohen Selbstbewusstsein der Menschen geprägt sind – das beste Beispiel ist Oberbayern –, wesentlich stärker gepflegt wird als in unserer Region zum Beispiel. Hat das in der Tat etwas mit Rückgrat zu tun?

Das mag schon sein, dass sich Oberbayern und Oberfranken gerade im Hinblick auf ihre Selbsteinschätzung unterscheiden. Vielleicht stimmt es auch, dass wir deshalb unseren Dialekt nicht so wertschätzen, wie er es eigentlich verdient. Aber: Für die unterschiedliche Bewertung sind vor allem Besonderheiten im Akzent wichtig: dort „fui“ für viel, „Briaf“, „Brouder“, hier bei uns „Breif“ und „Brouder“.

Ist der Klang unseres Dialekts dumpfer, weniger angenehm? Und wie ist das mit unserem „hardn De“? Ich sehe in unserer sympathisch weichen Aussprache der Konsonanten keinen Grund für krampfhaft bemühte Korrektur. Und wenn wir den Bodensatz einer abgestandenen Flüssigkeit „a Naach“ nennen, dann passt das für den bezeichneten Gegenstand doch viel besser als das gleichbedeutende putzige „Noagerl“.

Spielt das Thema „Dialekt“ im heutigen Deutsch-Unterricht an den Schulen eine Rolle?

Kultusminister Professor Michael Piazolo sieht es als eine wichtige Bildungsaufgabe, die bayerischen Dialekte zu pflegen, und in den Lehrplänen für die Schulen ist dieser Auftrag im Detail festgelegt. In der Grundschule ist eine eher spielerisch-kreative Beschäftigung mit dem Dialekt vorgesehen, später, in den weiterführenden Schulen geht es verstärkt darum, „verschiedene Formen des Sprachgebrauchs, insbesondere Dialekt und Jugendsprache, zu analysieren und zu reflektieren“. Für diesen Unterricht brauchen die Lehrkräfte Text- und Tonbeispiele; sehr viele von Gert Böhms Gerch-Gschichtla sind dafür ideal geeignet.

Also gute Chancen für den Dialekt? Ich bin zuversichtlich, dass das kulturelle Erbe Dialekt auch in Zukunft lebendig gehalten wird.

Die Fragen stellte Roland Rischawy

Die ungewöhnliche Laufbahn des Egerländer Jungen Gert Böhm

Der „Gerch“-Autor war Ringer, Profi-Fußballer, Journalist, Industriemanager, Zeitungschef und als spiritueller Forscher in der Welt unterwegs. Er hat seit 1966 rund 2800 Mundartglossen und 25 Bücher geschrieben.

Von Roland Rischawy

Hof – Der „Hofer Spaziergänger Gerch“ ist das beständigste und schillerndste Markenzeichen der Regionalzeitung *Frankenpost*: eine Ausnahme-Kolumne, die vor Sprach-, Wort- und Mutterwitz strotzt, die das Leben mit humoristischem Feuer schrill, überhöht und pointenreich aus der Sicht der einfachen Leute schildert, deren Gschichtla stets haarscharf an der Realität vorbeischrämmt und die ein hohes Gut pflegt und bewahrt: den Dialekt, die Sprache der Mütter und Väter. Dass der „Gerch“ noch immer am Leben ist und die Menschen mit seinen hanebüchenen Erlebnissen zum Schmunzeln bringt, liegt auch an seinem Erfinder und dessen besonderer Gabe: Gert Böhm, geboren 1940 im böhmischen Wildstein, der Nachfolger des „Spaziergänger“-Erfinders Karl Röder, ist mit einem feingeistigen Humor gesegnet, wie er in Zeiten der TV-„Comedians“ und Zoten-Reißer immer seltener wird. Hinzu kommen Schreibtalent, Bodenständigkeit, gesunder Menschenverstand und eine Auffassungsgabe, die man nicht im Internet, sondern nur im echten Umgang mit Menschen und Originalen seiner Heimat gewinnt.

Dabei standen die Zeichen in Böhms Lebensweg zunächst gar nicht so sehr auf Schreiben, auf Kultur und Literatur. Der Egerländer Junge, der nach dem Zweiten Weltkrieg als Flüchtlingskind zunächst in Bernau am Chiemsee lebte und als Neunjähriger nach Hof kam, widmete sich in seiner Jugend ganz dem Sport. Er war oberfränkischer Junioren-Meister im Ringen (Schwergewicht), später Marathonläufer und Profi-Fußballer beim SC Tasmania Berlin. Nach einer Knieverletzung kehrte er im Alter von 22 Jahren nach Hof zurück und absolvierte bei der *Frankenpost* eine Ausbildung zum Redakteur. Mit 25 Jahren trat er die Nachfolge von Karl Röder an – als „freier“ Glossenschreiber.

Gert Böhm hatte damals gerade die Seite gewechselt und war bei der Rosenthal AG als PR- und Presseemann angestellt. 1970 holte ihn dann Hutschenreuther, das Unternehmen war mit seinen 6000 Mitarbeitern der größte europäische Porzellankonzern. Dort wurde Böhm mit 34 Jahren jüngster Direktor.

Auf einen anstehenden weiteren Karrie-



Die Verabschiedung Gert Böhms (rechts) als *Frankenpost*-Geschäftsführer: Werner Mergner, der damalige stellvertretende Chefredakteur, überreicht Böhm als Abschiedsgeschenk tibetanische Gebetsfahnen.

re-Sprung verzichtete der erfolgreiche PR-Manager. „Ich hatte damals – wie viele Menschen in der Lebensmitte – über Gott und die Welt, über den Sinn des Lebens und über mich selber nachgedacht und mich entschlossen, in die Welt hinauszu-reisen“, erzählt Böhm. „Ich wollte mich intensiv mit Lebens- und Glaubensfragen befassen, besonders mit den spirituellen Zusammenhängen von Körper, Seele und Geist und deren Auswirkung auf Krankheit und Gesundheit.“ Im Alter von 40 Jahren kündigte er den gut dotierten Direktorenposten und verdiente sich seinen Lebensunterhalt als selbstständiger Kommunikationsberater. „Um Erfahrungen zu sammeln über spirituelle Krankheitsursachen und Heilmethoden, packte ich zwischen 1980 und 1990 jedes Jahr im Oktober meinen Rucksack, setzte mich ins Flugzeug und reiste jeweils für ein Vierteljahr an entlegene Plätze der Erde.“ Gert Böhm besuchte Wunderheiler auf den Philippinen, reiste zu den Masai in Afrika, zu archaisch lebenden Bergstämmen im thailändischen Hochland, zu Schamanen und Medizinmännern am Amazonas und in Kanada, zu Voodoo-Priestern im brasilianischen Salvador, zu den Mayas in Guatemala und zu tibetischen Ärzten im Himalaya, wo unter Führung des Dalai Lama auch im indi-

schon Exil das uralte Medizinsystem der Tibeter am Leben erhalten wird. „In Dharamsala bin ich mehrmals zu persönlichen Gesprächen mit dem Dalai Lama zusammengetroffen“, berichtet Böhm.

In dieser Phase seines Lebens setzte Böhm Anfang der Achtzigerjahre für wenige Wochen mit dem Schreiben der „Gerch“-Geschichten aus – und die Zeitung verpflichtete kurzzeitig einen Ersatz-Autor. Da zeigte sich für humorkundige Leser und für die Redakteure des Hauses überdeutlich, dass Ersatz auf diesem Niveau gar nicht zu finden war. „Meine Tochter, damals ein Teenager, überredete mich, meinen Schritt rückgängig zu machen und wieder die ‚Gerch‘-Geschichten zu schreiben“, erzählt Gert Böhm. Und so tippte der „Gerch“ die Glosse wieder regelmäßig in seine mechanische Schreibmaschine, auf ein DIN-A4-Blatt – oder er schrieb sie mit dem Kugelschreiber, wenn er auf den Philippinen, in Brasilien oder in Thailand unterwegs war, auf hauchdünnes Luftpost-Papier oder auch auf Bierfilz und sandte diese per Luftpost nach Hof.

Struktur und verbindliche Planung genießen im Leben von Gert Böhm hohe Priorität. Deshalb beendete er die Phase des Weltreisenden und spirituellen Forschers nach zehn Jahren und nahm 1990 das Angebot des damaligen *Frankenpost*-Chefredakteurs und -Herausgebers Heinrich Giegold an, die „Stimme der Region“ als Geschäftsführer zu lenken. Und auch bei dieser Zusage legte er sich schon im Voraus fest: „Ich übe dieses Amt zehn Jahre aus. Mit 60 ist für mich Schluss.“ So ist es auch gekommen.

Böhm erlebte als Zeitungskapitän die stürmischste Entwicklung in der Geschichte der *Frankenpost*. Durch die Grenzöffnung und die Wiedervereinigung kam es zu einem nie gekannten verlegerischen Aufbruch und zu einer gewaltigen Expansion. Die Auflage der Tageszeitung stieg über Nacht auf 115.000 Exemplare pro Tag. „Die Entwicklung der Zeitung Anfang der Neunzigerjahre hat nahezu alles übertrifft an Dramatik, was ich bis dahin erlebt hatte“, erzählt Böhm und fügt mit einem Augenzwinkern hinzu: „Da ging es fast jeden Tag so stürmisch und absurd zu wie in den ‚Gerch‘-Geschichten.“

Das neueste von 25 Büchern dreht sich um „Weiwern“

Gert Böhm, geboren 1940 in Wildstein im Egerland, hat bisher 25 Bücher geschrieben: ein Dutzend davon in Autorengemeinschaft mit dem Benediktinermönch Dr. Johannes Pausch und zwei gemeinsam mit dem Mediziner Dr. Johannes Wilkens.

Seine „Gerch“-Geschichten – in der Zeitung wurden bisher 2800 veröffentlicht seit 1966 – sind in neun Büchern und auf sechs CDs erschienen. Aus Anlass des 100.

Jubiläums des „Hofer Spaziergängers“ erscheint Ende dieses Monats das zehnte „Gerch“-Buch. Es enthält ausschließlich Frauen-Geschichten und trägt den sinnig-zünftigen Titel „So sänn'sa, die frängischn Weiwern“. Gert Böhm hat viele Auszeichnungen erhalten, darunter das Bundesverdienstkreuz (1994) und den Franken-Würfel (1996 verliehen von den drei fränkischen Regierungspräsidenten).

risch

Happy Birthday, Gerch!

Seit 9. Oktober 1920 erscheint in der Hofer Zeitung jeden Samstag eine Mundartglosse. Die Kolumne ist einzigartig in Deutschland. Erfunden hat sie der Journalist Karl Röder. Seit 1966 schreibt Gert Böhm die brüllend-komischen Dialekt-Geschichten.

Von Roland Rischawy

Hof – Wer sich mit ihm an einen Tisch setzt, der sollte schüttelfest sein und immer ein Taschentuch zur Hand haben: Denn so alle drei bis vier Minuten geht mit dem „Gerch“ der Schalk durch, blitzt selbst in Nebensächlichkeiten sein unbändiger Humor auf. Als Gert Böhm, der Verfasser der Hofer „Gerch“-Geschichten, über den Vorbesitzer seines Landhauses an der deutsch-tschechischen Grenze erzählt, beendet er die Episode mit der schelmischen Anmerkung: „Der Mann war bei der Justizbehörde. Er ist mit 51 Jahren in Pension gegangen und mit 104 Jahren gestorben. Der hat 53 Renten-Erhöhungen mitgemacht!“

Die Pointe sitzt, wie unzählige, wie Abertausende, die Gert Böhm seit Jahrzehnten gesetzt hat und noch immer setzt als Erfinder und geistiger Vater des „Gerch“. Seit 1966 schreibt der gelehrte Journalist, ehemalige Fußballprofi, Industrie-Manager, Unternehmensberater und Zeitungs-Geschäftsführer aus dem Rehauer Ortsteil Sigmundgrün allwöchentlich seine Mundart-Geschichte für die Zeitung. Nimmt man das Lebenswerk des langjährigen *Hofer Anzeiger*-Chefredakteurs Karl Röder hinzu, der den „Hofer Spaziergänger“ im Jahr 1920 zum Leben erweckt und ihm 46 Jahre lang Witz und Stimme verliehen hatte, dann wird diese vermutlich älteste Mundartglosse Deutschlands in diesem Jahr 100 Jahre alt.

Eingefleischte, sprich: eingeeigte Zeitungsleser und „Ureinwohner“ der Region Hof können sich ein Leben ohne die schrägen und hinter sinnigen „Gerch“-Geschichtla gar nicht mehr vorstellen. Denn all die begnadeten Zeitgenossen, die der Hofer Mundart, des schönsten europäischen Dialekts mächtig sind, bekommen durch die „Hofer Spaziergänge“ nicht nur regelmäßig Stoff zum Schmunzeln, sondern sie verdanken dem „Gerch“ auch so manche weise Erkenntnis, die einem kein Lehrer und kein Arzt zu vermitteln in der Lage ist. So wissen wir dank der tief-schürfenden Diagnosen des knorrigen Männleins mit dem Spazierstock und dem Hut, dass „bleed schau geecher Stress, zu hoha Blutdrugg und geecher zu vill Cholesterin hilft“, dass es außer gutbürgerlichen Heilbehandlungen auch Turbo-Kuren mit „Bressagg, Brodwärschd und Wellfleisch“ gibt und dass die Welt nicht nur aus Menschen und Politikern, sondern vor allem aus „Gleeskebf, Schnerbfl und olda Waafn“ besteht – wobei Erstgenannte durchaus auch der Kategorie der Letztgenannten angehören können.

Überhaupt und immer wieder dringt der „Gerch“ in medizinische und anatomische Grenzgebiete vor, die bis dato selbst renommierten Universitäten fremd sind. So erfährt der Leser zum Beispiel, dass das Gehirn „voneran normaln Menschn“ drei Pfund wiegt, aber „na Rentner Gerold seins“ nach Schätzung seiner Wirtshausbrüder „heggdsns 400 Gramm“. Der Mann hatte auf die Frage seines Enkels „Opa, wie vill issn drei moll

vier?“ nach langem Überlegen spontan geantwortet: „14!“ – bevor er seine Gehirn-Optimierung mit rumänischem Rotwein namens „Schwarze Mädchentraube“ aus dem Supermarkt-„Deddra-Bagg“ für 1,95 Euro in Angriff nahm. Der „Gleeskebf“ wiederum ist ein fränkisches Phänomen, das nicht nur die Kopfform eines Menschen bezeichnet. Der Hofer respektive der Franke sagt nicht: „Der Friedrich hot an Gleeskebf“, sondern: „Der Friedrich iss a Gleeskebf.“ Und da es beim „Gerch“ keine Genderei und somit keine „Gleeskebf“ gibt, darf man ein Ehepaar in der Nachbarschaft durchaus schwach von der Seite anreden mit den Worten: „In unnera Verwandtschaft sädd ihr zwa die gressdn Gleeskebf!“

Gert Böhm, der in diesen Tagen bei bester Gesundheit seinen 80. Geburtstag feiern konnte, ist durch einen eher unglücklichen Zufall zum „Gerch“-Autor geworden. Als Gymnasiast war er in Bayern einer der ersten Vertragsspieler – beim FC Bayern Hof, der damals in der höchsten Liga spielte. Nach dem Abitur 1961 wechselte er zum Erstligisten SC Tasmania Berlin. „Ich habe mit Tasmania im DFB-Pokal noch im Viertelfinale auf dem gefürchteten Betzenberg gegen Kaiserslautern gespielt – leider in der Verlängerung verloren“, erinnert sich Böhm. Im Alter von 22 Jahren beendete eine schwere Knieverletzung Böhms Karriere im Profifußball. Er kehrte nach dem Abstecher nach Berlin, wo er „auch ein wenig herumstudiert“ hatte im Fach Betriebswirtschaft, nach Hof zurück und absolvierte ein Volontariat in der Redaktion der *Frankenpost*.

Als „Spaziergänger“-Verfasser Karl Röder, längst im Ruhestand, aus gesundheitlichen Gründen die Autoren-Tätigkeit aufgeben musste, fragten die Verantwortlichen des *Hofer Anzeigers* Gert Böhm, ob er die Mundartglosse übernehmen könne. „Ich war 25“, erzählt Böhm, „war Journalist und Familienvater – und brauchte jede Mark.“ Böhm willigte ein und hat seit 1966 – mit einer ganz kurzen Unterbrechung – für jeden Samstag eine Mundart-Geschichte geschrieben, bisher 2800 an der Zahl.

Der „Gerch“ ist Böhms Erfindung – diese Figur gab es beim „Spaziergänger“-Erfinder Karl Röder noch nicht. „Dessen Personen waren die ‚Pensla‘ und der ‚Quetschenendner‘, die ‚Obersekretära‘ und ihr Gemahl“, erzählt Gert Böhm. „Der Gerch ist ein typischer Hofer“, betont der Autor, „ein wenig skeptisch und zugeknöpft, der im Gegensatz zu rheinischen Frohnaturen sparsam mit Worten umgeht, aber nicht unangenehm ist – und kein Nörgler.“ In der „Gerch“-Figur, in deren Ansichten stecke auch „viel von mir“, sagt Gert Böhm über sein Alter Ego.

Dass er seine „Gerch“-Geschichten heute noch schreibt, begründet Gert Böhm mit den Worten: „Vielleicht hilft der Dialekt sogar, dass in unserer modernen, anonymen und virtuellen Welt die Menschen ihre Identität nicht ganz verlieren.“ Auf die Frage, wann und wie der „Gerch“ mal sterben werde, antwortet Autor Böhm: „Da gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder macht ihm die *Frankenpost* den Garaus, weil die es einfach leid sind. Oder er geht eines Tages mit mir – hoffentlich im Zustand heiterer Gelassenheit.“

Von der „Liing-Sau“ und dem „Mister Roder Bressagg“

Scurrile Erlebnisse – die widerfahren nicht nur den Figuren in den „Gerch“-Geschichten, der Erna und dem Max, der Martha und dem Manfred, sondern auch dem „Gerch“-Autor selbst. Gert Böhm schüttelt es fast vor Lachen, als er sich den Fall von „Erna und Waldemar aus Hofer Verrdl“ in Erinnerung ruft. Die Namen – frei erfunden – hatte er in eine wahre Geschichte eingebaut, die ihm ein Nachbar erzählt hatte. Eine Skifahrerin, die am Ochsenkopf neben der Piste im Unterholz in der Hocke dringend pinkeln musste, war plötzlich auf ihren Skiern mit heruntergelassener Hose und nacktem Hintern quer zur Piste den Hang hinuntergefahren. Am nächsten Tag erhielt Böhm den Anruf einer erbosten Frau namens Erna, die mit ihrem Waldemar tatsächlich im Hofer „Verrdl“ lebte. Die Anruferin schrie ins Mikrofon: „Sänn Sie die Liing-Sau?“ und drohte Böhm mit einem Gerichtsverfahren, weil sie und ihr Mann jetzt im „Verrdl“ auf alle Zeiten erledigt seien. Der „Gerch“-Autor erinnert sich: „Am Ende beruhigte die Frau sich wieder einigermaßen, aber ich musste ihr versprechen, dass ich bei allen künftigen Veröffentlichungen die Namen ändern werde – statt ‚Erna und Waldemar‘ also ‚Anna und Max‘.“

Zuweilen erlebt Gert Böhm auch einen Zuspruch von Verehrern, der über das gewünschte Maß beziehungsweise den nötigen Ab- oder Anstand hinausgeht. Da komme, wenn er in einem Bierzelt oder im Wirtshaus mit Freunden sitze, schon mal ein Gast daher

mit der Aufforderung: „Rutsch amoll, du bist doch der Gerch, ich hätt‘ aweng a Gschichtla für dich.“

Der wohl kurioseste Fall rund um die „Gerch“-Geschichten passierte kurz nach der Jahrtausendwende. In den USA lebte damals ein Mann mit dem ziemlich ungewöhnlichen Familiennamen „Bressagg“. Eines Tages wollte er herausfinden, ob irgendwo in der weiten Welt noch Verwandte von ihm leben – deshalb startete er seine Nachforschungen im Internet, indem er in mehrere Suchmaschinen den Namen „Bressagg“ eingab. Über Google & Co. wurde dem guten Mann auch ein Treffer aus Hof gemeldet, nämlich vom Archiv der *Frankenpost*. Die Suchmaschine hatte eine dort gespeicherte „Gerch“-Geschichte aufgespürt, in der „roder Bressagg“ erwähnt war. Dass es sich dabei nicht um einen versprengten Onkel des nachforschenden Amerikaners handelte, sondern um eine Mundartglosse, die sich mit fränkischen Spezialitäten aus der Metzgerei beschäftigte, konnte der Mister Bressagg aus den USA nicht wissen. Jedenfalls erhielt die *Frankenpost* eine E-Mail aus den USA, die mit der Anrede begann: „Dear Mister Roder Bressagg“ – und es folgten Nachfragen zum familiären Leben und zum verwandtschaftlichen Verhältnis des vermeintlichen Onkels oder Cousins. „Die Redaktion klärte den Amerikaner auf, dass ‚Roder Bressagg‘ nicht ein entferntes Familienmitglied ist, sondern eine fränkische Spezialität“, erzählt Gert Böhm. „Das führte dann zu einem lebhaften elektronischen Briefwechsel, in dem der neugierige Amerikaner unbedingt auch das ‚Bressagg‘-Rezept erfahren wollte.“

Roland Rischawy



1000 Ohren, eine Zunge

Was der „Hofer Spaziergänger“ für ein Mensch ist, das hat dessen Erfinder, der damalige Chefredakteur des *Hofer Anzeigers*, Karl Röder, in seiner ersten Kolumne am 9. Oktober 1920 auf Seite 2 der Zeitung mit den Worten beschrieben:

„Eifriger Leser und noch eifrigere Leserin! Der Hofer Spaziergänger ist ein aufmerksam prüschendes Individuum, das auf Filzsohlen durch die Stadt geht und über 1000 Ohren, aber leider nur eine Zunge verfügt. Der Niederschlag seiner Beobachtungen, die vom überlaufenden Milchtopf bis zu den weisen Reden im Stadtparlament hinaufreichen, wird er an dieser Stelle, und zwar, wenn er die nötige Zeit erübrigt, allwöchent-

lich zum Besten geben. Nichts ist ihm zu klein, nichts zu groß, als daß er es nicht mit der ätzenden Lauge seiner Kritik übergießen wolle. Sein Scharfblick ermöglicht es ihm, durch 9 Paar Hosen zu schauen, wenn Loch auf Loch geht. Und weil er ein Mann geruhsamen Lebens ist, darum kann er so vieles, worüber sich die Leute oft aufregen, nicht recht ernst nehmen.“

Gert Böhm trat die Nachfolge Karl Röders 1966 an. Er gab dem „Hofer Spaziergänger“ den Namen „Gerch“. Die Titelfigur, das knorrige „Gerch“-Männla mit Spazierstock und Hut (auf der Seite ganz oben), hat der Schwarzenbacher Maler und Grafiker Karl Bedal (1914 bis 1999) entworfen.

Der „Hofer Spaziergänger“, wie er bei Karl Röder aussah.



Gert Böhm vor seinen Werken: Der „Gerch“-Autor hat bisher 25 Bücher geschrieben, zehn davon enthalten die Geschichten des „Hofer Spaziergängers Gerch“.

Foto: Uwe von Dorn

